

DIE ZUKUNFT DER ORGEL ANGESICHTS DER VIELFALT CHRISTLICHER GOTTESDIENSTE

Gemeindekulturpädagogische Beobachtungen¹

Bislang hatte ich zwei nebenamtliche Orgelstellen in der Ev. Kirche im Rheinland inne, eine in einem betuchteren Vorort von Duisburg, die andere in einem betuchteren Vorort von Bonn. An beiden Stellen wurde am Ende meiner Organistentätigkeit eine neue Orgel gebaut. In Duisburg-Rumeln deshalb, weil die alte Orgel – im Ruhrgebiet sagt man: Schrott war; in Bonn-Beuel-Pützchen deshalb, weil der Frauenkreis für eine Orgel gebastelt hatte. Wenn es mit meiner Organistentätigkeit so weiter gegangen wäre, hätte die Rheinische Kirche vielleicht viel früher größere Finanzprobleme bekommen. Daher entschloss ich mich, die Theologenlaufbahn stärker zu verfolgen. Ich wurde Praktischer Theologe und bin nun Professor für Ev. Religionspädagogik mit Kirchengeschichte in Paderborn. Aus meinem Lebensweg ergeben sich zwei Konsequenzen für die Zugangsweise zu meinem Thema.

1. Ich beschränke mich hier auf den Protestantismus, vermute aber, dass viele meiner Überlegungen auch für den Katholizismus gelten. Zum einen kenne ich den Protestantismus besser, zum anderen ist die Orgel im Protestantismus höher besetzt als im Katholizismus, so dass die Veränderungen in bezug auf die Orgel im Protestantismus dramatischer sind und sein werden. Diese Veränderungen betreffen nämlich auch das Selbstverständnis der protestantischen Kirchen.

¹ Meine Ausführungen vernetzen und entwickeln Überlegungen weiter, die ich an anderer Stelle angedacht habe: „Denn die Lehre feiert auch, und die Feier lehret“. *Prospekt einer liturgischen Didaktik*, Waltrop 2000; „Wer hören will, muß fühlen.“ Musikalische Seelsorge als Kunst der Umordnung“, in: *Pastoraltheologie* 89 (2000), S. 219-234; „Kasualgottesdienste und Kasualmusik. Gemeindekulturpädagogisches Thema mit 6 Variationen“, in: Gotthard Fermor/Günter Ruddat/Harald Schroeter-Wittke (Hg.), *Gemeindekulturpädagogik*, Rheinbach 2001, S. 193-212; „Die Orgel und die Kasualien“, in: *Forum Kirchenmusik* 52 (2001) 5, 13-16; „Intakt und Ekstase. Praktisch-theologische An- und Vorschläge zum Rhythmus. Eine reflexive Suite“, in: *Magazin für Theologie und Ästhetik*, Heft 23 (2003) (www.theomag.de).

2. Ich betrachte das Thema aus gemeindekulturpädagogischer Perspektive. Gemeindekulturpädagogik² versucht eine Zusammenschau verschiedener Überlegungen, die sich im Horizont von Gemeinde, Kultur und Pädagogik verorten lassen. Gemeindekulturpädagogik vernetzt dabei die Disziplin der Gemeindepädagogik, in der die für die Kirche relevanten Lernprozesse reflektiert werden, mit der Frage nach einer Gemeindekultur, also der Frage nach der spezifischen Atmosphäre³ in Gemeinden bzw. Kirchen und deren interner Gestaltung und verbindet sie mit der Frage nach einer öffentlich wirksamen Kulturpädagogik. Oder anders gesagt: „*Gemeindekulturpädagogik lässt sich als notwendige gemeindepädagogische Fokussierung der ästhetischen Wendung der Praktischen Theologie, als kulturelle Pointe gemeindepädagogischer Anstrengungen in der Kirche sowie als religiöse Verortung kulturpädagogischer Implikationen der Postmoderne in den Gemeinden begreifen.*“⁴ Vor diesem Hintergrund frage ich: Hat die Orgel eine Zukunft?

Es gibt ihn nicht mehr, den Orgelpunkt, jenen Ton, der im Untergrund alles zusammenhält, der den Klang unserer Kultur grundiert und auf dem sich ausruhen ließe angesichts der Stürme, die oben toben. Zu disparat ist unsere Kultur, als dass es einem Stil oder Instrument noch vergönnt sei, für alles, für das Ganze stehen zu können. Die Orgel, jenes allmächtige Instrument, mit welchem sich die ganze Welt, der ganze Kosmos darstellen lässt, jenes

² Die erste Erwähnung dieses Begriffs findet sich bei Henning Schröer, „Gemeindepädagogik wohin? Bilanz einer realen Utopie“, in: *Jahrbuch der Religionspädagogik* 12 (1995), S. 161-177; sowie Henning Schröer, „Kultur als Lebensform des Glaubens“, in: Peter Biehl/Klaus Wegenast (Hg.), *Religionspädagogik und Kultur. Beiträge zu einer religionspädagogischen Theorie kulturell vermittelter Praxis in Kirche und Gesellschaft*, Neukirchen-Vluyn 2000, S. 125-139.

³ Zu dieser Atmosphäre gehört sehr wesentlich die Musikkultur einer Gemeinde, die bestimmte Stimmungen anregt. Die Phänomenologie der Atmosphäre wäre noch viel stärker praktisch-theologisch und kirchenmusikalisch zu reflektieren; vgl. dazu Gerold Böhme, *Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik*, Frankfurt 1995, bes. S. 21-98; sowie Jens Soentgen, *Die verdeckte Wirklichkeit. Einführung in die Neue Phänomenologie von Hermann Schmitz*, Bonn 1998, S. 66-118. Atmosphäre bezeichnet dabei die uns umgebenden Schwingungen und Energien, die uns mitschwingen lassen und durch uns hindurchklingen. Atmosphären sind wie das Wetter, das uns prägt, ob wir wollen oder nicht. Atmosphären und Stimmungen machen Menschen zu Personen. Das gilt ja bis in pädagogische Zusammenhänge. In welcher Atmosphäre ein Mensch z.B. aufgewachsen ist, ist für seine Persönlichkeitsbildung von entscheidender Bedeutung. Dies gilt es als theologischen Inhalt zu würdigen.

⁴ Fermor/Ruddat/Schroeter-Wittke (Hg.), *Gemeindekulturpädagogik*, a.a.O., S. 17.

Instrument, dessen Tutti-Wucht uns erzittern lässt und uns durch das personare als Percussion⁵ und Inspiration⁶ zu Personen macht, dieses Instrument hat in seiner Omnipotenz ausgedient, seit wir die Welt simulieren können – Ende der Vorstellung⁷!

Ende der Vorstellung für ein Instrument, welches hörig machte in dem Glauben, für Alles stehen zu können. Ende der Vorstellung für eine Kirche, die glaubte, das Ganze allgemeinverbindlich deuten zu müssen. Ende der Vorstellung für eine Theologie, die andeutete, das Ganze schon in den Griff kriegen zu können. Gut so!

Also: Hat die Orgel überhaupt eine Zukunft? – Ja! Aber diese Zukunft ist nicht mehr selbstverständlich. Zum einen ist der Ort, in dem Orgeln sich vorwiegend befinden, nicht mehr selbstverständlich. Zum anderen ist die Orgel innerhalb dieses Ortes nicht mehr selbstverständlich. Die Orgel hat nur dann eine Zukunft, wenn sie sich dem schwierigen und ärgerlichen Geschäft aussetzt, sich selbst plausibel zu machen. Zur Plausibilität der Orgel in der Zukunft zählen finanzielle, gesellschaftliche, liturgische, kirchenbauliche, kulturelle und pädagogische Aspekte. Ich will sie reflektieren, indem ich das Thema nach zwei Seiten hin entfalte: Die Zukunft des Orgelgebrauchs – und: Die Zukunft des Orgelbaus.

⁵ Peter Sloterdijk, *Weltfremdheit*, Frankfurt 1993. Die Frage: Wo sind wir, wenn wir Musik hören? (S. 294-325) beantwortet Sloterdijk so: In der Perkussion. Mit diesem In-Perkussion-Sein des Menschen als Durchzitterung und Schweben wendet er sich gegen Descartes' Versuch, klanglos zu denken.

⁶ Günter Bader hat in seinen Überlegungen zu Affekten als Klängen das Hören als „gänzlichliches Durchdringen und Durchdrungenwerden: Innen als Außen, Außen als Innen“ beschrieben und theologisch gezeigt, dass der Mensch dadurch zum Instrument wird: „Ein Instrument wird geblasen [¼]. Der geblasene, angewehte und so zum Instrument gewordene Mensch ist Mittelpunkt aller Vorstellungen von Inspiration. Ein Instrument wird aber auch geschlagen [¼]. So ist es der geschlagene, gebeutelte, erschütterte, erzitternde Mensch, der zum Instrument wurde, diesmal Saiten-, nicht Blasinstrument. Organologisch treten sich Inspiration und Perkussion völlig gleichberechtigt zur Seite.“ (*Psalterium affectuum palae-stra. Prolegomena zu einer Theologie des Psalters*, Tübingen 1996, S. 197-199.)

⁷ Jochen Hörisch, *Ende der Vorstellung. Die Poesie der Medien*, Frankfurt 1999. Mit diesem Buch beschließt Hörisch seine Trilogie über die drei Leitmedien des Abendlandes: *Brot und Wein. Die Poesie des Abendmahls*, Frankfurt 1992; *Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes*, Frankfurt 1996.

1. DIE ZUKUNFT DES ORGELGEBRAUCHS: VON DEN REZIPIENTEN

Ich reflektiere hier den Orgelgebrauch streng von der Seite der Rezipierenden aus, also nicht von der Seite der Produzierenden, etwa von der Seite der Komponisten oder Organisten aus. Dabei differenziere ich die Frage in dreifacher Hinsicht. Ich frage zunächst nach der Kirche als Rezipientin, wie sich dies besonders in liturgischen Fragestellungen manifestiert. Ich frage sodann nach den Menschen, die die Orgel hören, was sich besonders gut anhand der Frage nach der Kasualmusik erläutern lässt. Und schließlich stelle ich die These auf: Die Orgelmusik der Zukunft ist Unterhaltungsmusik.

1.1. Liturgische Beobachtungen zum Orgelgebrauch

Zentraler Ausdruck des Selbstverständnisses von Kirchen und Religionen sind ihre Kulte bzw. ihre Gottesdienste. Dabei eignen den Ritualen und Abläufen besondere Signifikanz. Diese sind im christlichen Gottesdienst in Agenden festgelegt. Agenda heißt: Das, was zu tun ist. Und Agenda beansprucht, dass sich in diesem Tun das Selbstverständnis von Kirche artikuliert und darstellt. Im weiten Teilen des deutschen Protestantismus hat es hier zur Jahrtausendwende einen Umbruch gegeben, wie er radikaler kaum gedacht werden kann. Am 1. Advent 1999 wurde in den EKU- und VELKD-Kirchen das Evangelische Gottesdienstbuch eingeführt, welches unter dem Namen „Erneuerte Agenda“ eine fast 30jährige Vorbereitungs- und Probezeit durchlaufen hat.⁸ Nur noch im Untertitel dieses Werkes findet sich der Begriff „Agende“ wieder. Dies ist folgerichtig, denn das Evangelische Gottesdienstbuch sagt nicht mehr, was zu tun ist. Stattdessen stellt es lediglich eine Hilfestellung dar, „den Gottesdienst im Rahmen eines elementaren Grundgefüges jeweils situations- und gemeindegerecht zu gestalten“.⁹ Damit verzichtet das Evangelische Gottesdienstbuch auf eine für alle Gemeinden verbindliche Gottesdienstordnung. Dieser Verzicht war u.a. deshalb nötig, weil sich in diesem Agendenwerk die unterschiedlichen liturgischen Erfahrungen und Situationen sowohl der ehemaligen BRD als auch der ehemaligen DDR nie-

⁸ Vgl. dazu grundlegend Helmut Schwier, *Die Erneuerung der Agenda. Zur Entstehung und Konzeption des „Evangelischen Gottesdienstbuches“*, Hannover 2000.

⁹ Frieder Schulz, *Agende – Erneuerte Agenda – Gottesdienstbuch. Evangelische Agendenreform in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Texte aus der VELKD 89*, Hannover 1999, S. 16.

derschlagen. Damit wird die Pluralisierung des Gottesdienstes, wie sie sich im Nachkriegsdeutschland hüben wie drüben eingespielt hatte, nun auch kirchenamtlich bestätigt. Dieses Faktum hat eine doppelte Konsequenz:

1. Gottesdienst versteht sich nicht mehr von selbst. Wenn es das, was zu tun ist, nicht mehr gibt, dann muss es erklärt und eingeübt werden. Der liturgischen Didaktik kommt hierbei eine wesentliche Aufgabe zu. Die Zukunft der Orgel hängt u.a. davon ab, ob und wie sie sich in diese Notwendigkeit von liturgischer Didaktik einbauen lässt.

2. Der Gottesdienst läuft nicht mehr einfach so ab. Gottesdienst wird nun zu einer Gestaltungsaufgabe, die nichts mehr unhinterfragt sein lässt. Das betrifft Abläufe und Riten ebenso wie Räume und Musik. Dies ist einer der Gründe, warum die Orgel nicht mehr ungefragt selbstverständlich ist, sondern sich plausibel machen muss.

Das Evangelische Gottesdienstbuch hat aufgrund dieser pluralen Gottesdienstsituation sieben Kriterien aufgestellt, nach denen Gottesdienst in Zukunft zu gestalten ist. Die liturgische Zukunft der Orgel wird wesentlich davon abhängen, wie sie diese sieben Kriterien situationsgerecht mitgestaltet. Ich gehe die Kriterien im folgenden durch und versee sie mit Fragen in Hinblick auf die Orgel.¹⁰

„1. Der Gottesdienst wird unter der Verantwortung und Beteiligung der ganzen Gemeinde gefeiert.“

Angesichts dieses Kriteriums sind sowohl eine Pfarr- als auch eine Orgelherrlichkeit, die sich nicht um's gemeine Volk meint kümmern zu brauchen, zum Scheitern verurteilt. Der Gebrauch der Orgel wird von der ganzen Gemeinde verantwortet. Das bindet den Organisten, die Organistin in einem höheren Maße in das Gemeindeleben ein als es bisher vielfach der Fall war. Der liturgische Orgelgebrauch hat die Beteiligung der Gemeinde zu ermöglichen.

„2. Der Gottesdienst folgt einer erkennbaren, stabilen Grundstruktur, die vielfältige Gestaltungsmöglichkeiten offen hält.“

¹⁰ Die Kriterien finden sich in: *Evangelisches Gottesdienstbuch. Agende für die Evangelische Kirche der Union und für die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands*, Berlin 1999, S. 15f.

Dies ist der zentrale Struktursatz des Evangelischen Gottesdienstbuches, der der Pluralität Raum gibt innerhalb einer stabilen Rahmenstruktur. Kern dieser Rahmenstruktur sind die Verkündigung und die Mahlfeier, die von einem hinführenden und einem sendenden Teil umschlossen werden.

„3. Bewährte Texte aus der Tradition und neue Texte aus dem Gemeindeleben der Gegenwart erhalten den gleichen Stellenwert.“

In bezug auf die Orgel betrifft dies zunächst einmal die Lieder und deren Begleitung. Es sollte m.E. aber nicht nur für die Texte, sondern auch für die Musik gelten. Traditionelle Musiken haben ebenso ihr Recht wie zeitgenössische Musiken.

„4. Der evangelische Gottesdienst steht in einem lebendigen Zusammenhang mit den Gottesdiensten der anderen Kirchen in der Ökumene.“

Dies bedeutet für die Orgel eine Relativierung, da sie in anderen Gottesdiensten der Ökumene, z.B. in der Orthodoxie oder in Afrika, nicht eine solche Bedeutung hat wie in westlichen Kirchen. Es stellt Anforderungen an die Organisten, die zugleich Kantoren und Congaspieler sein müssen.

„5. Die Sprache darf niemanden ausgrenzen; vielmehr soll in ihr die Gemeinschaft von Männern, Frauen, Jugendlichen und Kindern sowie von unterschiedlichen Gruppierungen in der Kirche ihren angemessenen Ausdruck finden.“

Das Gottesdienstbuch hat hier zunächst und vor allem die Verbalsprache im Blick. Weil aber auch die Musik im Gottesdienst als Sprache verstanden werden kann, so hat deren Gestaltung darauf zu achten, dass sie viele Kulturen zur Geltung zu bringen hat. Das bedeutet für die Orgel, dass sie ihre Vormachtstellung im Gottesdienst verloren hat. Die Orgel ist, liturgisch gesehen, ein Instrument unter anderen.

„6. Liturgisches Handeln und Verhalten bezieht den ganzen Menschen ein; es äußert sich auch leibhaft und sinnlich.“

Dieses Kriterium sichert den ästhetischen als körperlichen Vollzügen ihren gottesdienstlichen Ort. Dazu gehört natürlich insbesondere die Orgel. Zu fragen wäre hier allenfalls nach synästhetischen Inszenierungen des Orgelspiels, z.B. die Frage, ob die Orgel räumlich oder das Orgelspielen optisch noch besser inszeniert werden können.

„7. Die Christenheit ist bleibend mit Israel als dem erstberufenen Gottesvolk verbunden.“

Die Frage, welche Verbindungen und welche Trennungen sich zwischen Kirche und Synagoge speziell durch die Orgel, ihren Gebrauch und ihre Musik ergeben haben, bedürfte einer eigenständigen interdisziplinären Forschung zwischen Musikwissenschaft, Religions- und Kulturwissenschaft, Theologie und Pädagogik.

Soweit die Soll-Bestimmung durch die offiziellen liturgischen Verlautbarungen. Sie mögen erschreckend und überfordernd sein. Das haben sie mit der theologischen Rezeption gemeinsam. Gerade deshalb meine ich aber, dass wir sie gemeinsam als Anregungen für verstärkte Zusammenarbeit nutzen sollten, statt sie uns als Schlagworte um die Ohren zu hauen. Denn wir sitzen mittlerweile alle in demselben Boot, unsere Aufgaben plausibel machen zu müssen.

1.2. Kasualtheologische Beobachtungen zum Orgelgebrauch

Stand bei der Agende die Frage nach den Institutionen, in denen die Zukunft der Orgel entschieden wird, im Vordergrund, so wende ich mich nun verstärkt den Menschen zu, die z.B. durch ihre Kirchenmitgliedschaft über die Zukunft der Orgel entscheiden werden. Die meisten Kirchenmitglieder begegnen der Orgel bei Kasualien, womit zunächst die vier klassischen Kasualien Taufe, Konfirmation, Trauung und Bestattung im Blick sind, aber auch andere Kasualien wie z.B. Jubiläen, Gemeindefeste, Schulanfängergottesdienste etc.

Die Orgel hat ihre Allmachtsposition in der kirchenmusikalischen Praxis verloren. Dies zeigt sich insbesondere an den Musikwünschen zu den Kasualien, in denen die Orgel nicht mehr die Hauptrolle spielt, was viele Menschen in der Kirche gekränkt hat und mancherorts zu schwerwiegenden Konflikten führte. Aber diese Entwicklung hat vor allem gesellschaftliche Gründe:

Unsere Gesellschaft ist Anfang der 1990er-Jahre von dem Bamberger Kultursoziologen Gerhard Schulze als Erlebnisgesellschaft charakterisiert worden.¹¹ Denn: die Erlebnisse sind es, woran wir unsere Lebensentscheidungen ebenso wie unsere Alltagsentscheidungen orientieren. Wir entscheiden nicht mehr aufgrund überkommener Traditionen, sondern aufgrund von zu erwartenden Erlebnisqualitäten. Dennoch ist nicht alles völlig individualisiert.¹² Wir bewegen uns in bestimmten Milieus und Szenen, die unserem Geschmack entsprechen. Dabei gibt es heute weder eine Einheits- noch eine Mehrheitskultur, von der sich andere Kulturen als Subkulturen unterscheiden ließen. Es gibt nur noch Minderheitenkulturen, die miteinander konkurrieren und die sich aus allen Schichten rekrutieren. Dies betrifft auch die Volkskirchen, die kulturell gesehen keine Mehrheitskultur darstellen, sondern in der sich verschiedene Kulturen und Milieus unter einem Dach treffen, jedoch auch sehr oft nebeneinander her leben. Der Gottesdienst, der vorzeiten einmal für das Zusammenwachsen von Generationen und deren Kulturen geeignet zu sein schien, hat diese Integrationsaufgabe schon allein aufgrund der geringen Teilnehmerszahlen faktisch verloren. Dennoch trifft man in der Kirche ein bestimmtes Milieu viel häufiger an als sonst in der Gesellschaft, nämlich die bürgerlich geprägte Szene, die auch immer noch hauptprägend ist für unsere Gottesdienstkultur. So drängt sich manchmal der Eindruck auf, als ob es in der Kirche doch noch eine Mehrheitskultur geben würde. Sofern die Kirche aber auch weiterhin gewillt ist, „die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk“ (VI. These der Barmer Theologischen Erklärung von 1934), hat sie die Pflicht, ihre kulturelle Beschränktheit zunächst einmal wahrzunehmen und anzuerkennen, dass dies nicht mehr die Mehrheitskultur allen Volkes ist. Das verursacht Enttäuschungen und Schmerzen, weil es uns kränkt. Die Konflikte um die Kasualien und deren Musik lassen sich aber zum allergrößten Teil auf diese Kultur- und Milieuunterschiede zurückführen. Die Menschen nämlich, die sich ein bestimmtes Milieu gewählt haben, grenzen sich von all den anderen Milieus ab, weil sie auf keinen Fall so sein wollen „wie die da“. Diese Abgrenzungen aber gewinnen kulturell Gestalt. Die eigene Kultur wird geliebt. Den anderen Kulturen tritt man mit Skepsis, Ablehnung oder gar

¹¹ Gerhard Schulze, *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt/M. u. New York 1992.

¹² Schließlich hat ja die Kopie ausgerechnet im Zeitalter der Originalität ihren Siegeszug angetreten; vgl. dazu Wolfgang Ernst, „(In)Differenz: Zur Extase der Originalität im Zeitalter der Fotokopie“, in: Hans Ulrich Gumbrecht / K. Ludwig Pfeiffer (Hg.), *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt 1995, S. 498-518.

Abscheu gegenüber. Die Kränkung taucht immer dann auf, wenn jemand merkt oder am eigenen Leibe spürt, dass die anderen Kulturen immer in der Mehrheit sind. Grob schematisiert lassen sich fünf Milieus mit ihren Kulturen unterscheiden, die unterschiedliche Musikgeschmäcker haben:¹³

1. Das Niveaumilieu. Die Menschen des Niveaumilieus wünschen sich eine Musik, die hohen künstlerischen Ansprüchen genügt. Hier werden die Traditionen des Bildungsbürgertums fortgeführt. Unter einer anständigen Bachtrompete oder Brahms-Motette geht es nicht. Die Orgel ist in diesem Milieu unerlässlich, wenn sie auf hohem Niveau gespielt wird. Viele Pfarrerrinnen und Kirchenmusiker gehören diesem Milieu an. Eine der Hauptkonfliktursachen um die Kasualmusik entsteht in der Identifizierung dieses Niveaumilieus, das besonders im Protestantismus verbreitet ist, mit dem, was man für spezifisch kirchlich oder christlich oder allgemein angemessen hält. Bach ist eben christlicher als Andrea Berg – glaubt man.

2. Das Harmoniemilieu. Die Menschen des Harmoniemilieus wollen demgegenüber eine ganz andere Musik. Sie soll die gute alte Zeit wiederholen. So wie es immer schon und schön war, so soll es auch im Kasualgottesdienst sein. „Ave Maria“, „Hochzeitsmarsch“, „So nimm denn meine Hände“ und an Weihnachten „Stille Nacht“ und „O Tannenbaum“, so lauten häufige musikalische Wünsche des Harmoniemilieus, ohne die keine feierliche Stimmung aufkommen kann. Die Menschen des Niveaumilieus tun einen solchen Geschmack als Kitsch ab. Die Orgel ist im Harmoniemilieu unerlässlich, wenn sie getragen genug gespielt wird.

3. Das Integrationsmilieu. Zwischen Niveau- und Harmoniemilieu befinden sich die Menschen des Integrationsmilieus, die zumeist einen mittleren Bildungsgrad aufweisen. Sie wollen auf keinen Fall groß Aufhebens machen. Die virtuose Bachtrompete empfinden sie ebenso übertrieben wie den Hochzeitsmarsch. Natürlich Händel, aber eben das Largo, was man halt so kennt. Bach ist auch nicht schlecht, aber bitte die Air. Und auch Choräle gehören selbstverständlich dazu, aber eben nur die bekannten. Gerne die Orgel, aber bitte nicht extrem registriert und möglichst wenig Dissonanzen.

¹³ Die folgenden Einsichten verdanke ich Eberhard Hauschildt, „Unterhaltungsmusik in der Kirche. Der Streit um die Musik bei Kasualien,“ in: Gotthard Fermor / Hans-Martin Gutmann / Harald Schroeter (Hg.), *Theophonie. Grenzgänge zwischen Musik und Theologie*, Rheinbach 2000, S. 285-299; für die liturgische Problematik vgl. Hartmut Becks, *Der Gottesdienst in der Erlebnisgesellschaft. Zur Bedeutung der kulturosoziologischen Untersuchung Gerhard Schulzes für Theorie und Praxis des Gottesdienstes*, Waltrop 1999.

Diese drei Milieus orientieren sich an den klassischen Schichten. Mit der ästhetischen Revolution der 1960er-Jahre und der massenhaften Verbreitung der Popkultur haben sich daneben, dazwischen, darüber und darunter zwei neue Milieus gebildet, deren Mitglieder mittlerweile z.T. schon 60 Jahre alt sind.

4. Das Selbstverwirklichungsmilieu. Die Menschen des Selbstverwirklichungsmilieus wollen mit der von ihnen gewählten Musik ihr Leben im Kasualgottesdienst so zur Darstellung bringen, dass dieser von ihrer persönlichen Note geprägt wird. Dabei darf es auch ruhig zu einem Stilmix kommen. Bevorzugt werden spannungsvolle Inszenierungen auch musikalischer Art. Sie lieben Überraschungen. Wichtig nur, dass sich die entsprechende Person in der Musik auch wiederfindet. Dieses Milieu macht sich mit seinen Bedürfnissen in Kasualgottesdiensten immer deutlicher bemerkbar. Die Orgel ist in diesem Milieu nicht unbedingt vonnöten. Wenn sie gespielt wird, muss dies mit Witz und Überraschungen geschehen.

5. Das Unterhaltungsmilieu. Die Menschen des Unterhaltungsmilieus greifen bei ihren Kasualmusikwünschen auf die Musik der Pop-, Schlager- und Volksmusikcharts zurück. Dieses Milieu hat es bei uns am schwersten, weil es auf den geschlossenen Widerstand aller übrigen Milieus trifft. Das sogenannte Unterhaltungsmilieu ist aber dasjenige, welches in unserer Gesellschaft am häufigsten anzutreffen ist. 40% der Bevölkerung NRW hören vornehmlich WDR 4.¹⁴ Die Orgel ist für dieses Milieu entbehrlich. Wenn sie gespielt wird, dann sollte sie bekannte Melodien aufnehmen.

Diese Milieubeschreibungen stellen nur idealisierte Typen dar, die in der Realität vielfach gebrochen, vermischt oder noch weiter differenziert begegnen. Jedoch machen sie verständlich, warum die Konflikte um den Geschmack, über den angeblich nicht zu streiten sei, so unerbittlich sind. Es geht hier nämlich nicht um beiläufige Accessoires, sondern um Lebensstile, um Weltanschauungen, um Gemeinschaftskonzeptionen, um Zugehörigkeiten. Was hier zu lernen wäre, wäre aber nun gerade eben dies, nämlich über

¹⁴ Als Mitbetreuer der Internetseite www.trauernetz.de bin ich u.a. für die musikalische Gestaltung zuständig. Wir haben größte Probleme, Theologinnen oder Theologen zu finden, die sich im Bereich der Schlager- und Volksmusik auskennen, um von hier aus Hinweise und Deutungen zu Trauermusiken für das Unterhaltungsmilieu zu bekommen; vgl. dazu als ersten Versuch das von Klaus Danzeglocke betreute Heft 18/2002 von *Thema: Gottesdienst* der Düsseldorfer Arbeitsstelle für Gottesdienst der Evangelischen Kirche im Rheinland zu „Musik bei Trauerfeiern“.

Geschmack streiten zu lernen, Geschmäcker zu relativieren, d.h., sie in Beziehung zu setzen.

Kasualien sind die komplexeste Gestalt postmoderner Religiosität in der Volkskirche.¹⁵ In Casualien verdichten sich die Erwartungen aller für die kirchliche und religiöse Praxis relevanten Problemhorizonte gleichberechtigt. In Casualien kulminieren die Interessen und die Erwartungen der dort gefeierten Lebensgeschichten ebenso wie die Interessen und Erwartungen der Kirche als Institution einerseits und als Kulturträgerin andererseits. Weil Casualien bei allen dort Beteiligten und Handelnden hoch besetzt sind, kommt es dabei oft zu der Machtfrage: Wer gibt denn nun bei Casualien eigentlich den Ton an? Sind es die Menschen, deren Lebensgeschichte in Casualgottesdiensten gefeiert wird? Sind es die Pfarrerinnen und Pfarrer, die darauf zu achten haben, dass Gott in dem ganzen Geschehen nicht untergeht? Sind es die Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker, die einerseits das Kirchliche ihrer Musik nicht zum Verstummen bringen lassen wollen und andererseits mit ihren Qualitätsvorstellungen auch wahrgenommen werden wollen? Oder sind es gar die Medien, die mit ihren Ritual-Inszenierungen mentale Standards setzen, denen sich niemand mehr entziehen kann? Ich erinnere hier nur an die Stichworte Traumhochzeit¹⁶ und Lady Di. Weil die Erwartungen, mit denen Casualien besetzt werden, so hochkomplex sind, ist eine kulturelle Hermeneutik vonnöten, die die jeweils unterschiedlichen Rezeptionen von Musik versteht und in Beziehung setzen kann zu dem, was theologische Traditionen an Einsichten bereithalten.

Dabei gilt theologisch wie musikalisch die Maxime, die Eberhard Hauschildt für die Casualmusik aufgestellt hat, die m.E. aber für die Orgelmusik insgesamt gilt: Interpretation statt Konfrontation.¹⁷ Es gibt nichts, was man nicht auch auf der Orgel interpretieren könnte. Es muss aber gelernt werden und gut gemacht sein.

¹⁵ Vgl. dazu Kristian Fechtner, *Kirche von Fall zu Fall. Casualpraxis in der Gegenwart – eine Orientierung*, Gütersloh 2003.

¹⁶ Vgl. hierzu das gleichnamige Themenheft der *Pastoraltheologie* 88 (1999), S. 1-41, mit den Beiträgen von Jo Reichertz, Michael Schibilsky, Martin Dutzmann, Eberhard Hauschildt und Michael Heymel.

¹⁷ Vgl. dazu Eberhard Hauschildt, „Der Streit am Sarg um die Musik. Zur Ursache und Bewältigung von Konflikten zwischen den Beteiligten“, in: *Musik und Kirche* 69 (1999), S. 305-312, bes. 311f.

1.3. Orgelmusik als Unterhaltungsmusik

Insgesamt scheint mir folgende Überlegung immer wichtiger: Die Orgel hat als Herrschaftsinstrument in der Kirche Einzug gehalten. Ihr Gebrauch trug bis in jüngste Zeit hinein herrschaftliche Züge – ich erinnere hier nur an die unseligen Diskussionen um die Akzeptanz des Neuen geistlichen Liedes.¹⁸ Für die Zukunft der Orgel wird es von entscheidender Bedeutung sein, ob sie ihren Herrschaftscharakter verwandeln kann in einen erhebenden, oder besser noch, in einen unterhaltenden Charakter. Die Orgelmusik der Zukunft wird Unterhaltungsmusik sein.¹⁹ Dabei verstehe ich gute Unterhaltung als Zusammenspiel der drei Dimensionen von Unterhaltung:²⁰

1. Unterhaltung ist nutritiv. Sie gewährt Unterhalt. Dieser Aspekt ist insbesondere in der protestantischen Orthodoxie theologisch bedacht worden. Paul Gerhardt z.B. kann davon ein Lied singen:

*„Was sorgst du für dein armes Leben, wie du's halten wollst und nähren?
Der dir das Leben hat gegeben, wird auch Unterhalt bescheren.
Er hat ein Hand, voll aller Gaben, davon sich See und Land muss laben.
Gib dich zufrieden!“* (EG 371, Strophe 7)

Gott unterhält die Welt. He's got the whole world in his hands. Indem Gott aber die Welt unterhält, unterhält er auch sich mit der Welt. D.h., Gott liebt diese Welt. Er hat Wohlgefallen an ihr. Sie bereitet ihm Lust. Und: Gott redet mit der Welt, wenn er sich mit ihr unterhält. Nach protestantischem Verständnis geschieht dies v.a. im Gottesdienst, wo nach Luthers berühmter Definition Gott mit uns redet und wir ihm antworten durch Gebet und Lobgesang. Deswegen kann Luther Unterhaltung ebenso wie den Gottesdienst auch als öffentliche Reizung zum Glauben verstehen. Gute Unterhaltung gewährt uns Unterhalt. Schlechte Unterhaltung hingegen ist nutritiver Betrug. Gute Unterhaltungsmusik im Gottesdienst bringt daher das zu

¹⁸ Zum gesamten Komplex vgl. Ulrich Lieberknecht, *Gemeindelieder. Probleme und Chancen einer kirchlichen Lebensäußerung*, Göttingen 1994.

¹⁹ An diesem Punkt müsste das Verhältnis der Orgel zur Popmusik näher untersucht werden. Auch hier wäre eine interdisziplinäre Forschung anzuregen. Auf theologischer Seite böte sich hier eine Zusammenarbeit mit Mitgliedern aus dem Arbeitskreis Populäre Kultur und Religion an (www.akpop.de).

²⁰ Zum folgenden vgl. ausführlich Harald Schroeter-Wittke, *Unterhaltung. Praktisch-theologische Exkursionen zum homiletischen und kulturellen Bibelgebrauch im 19. und 20. Jahrhundert anhand der Figur Elia*, Frankfurt 2000.

Gehör, was die Menschen, deren Lebensgeschichte den Anlass für einen Kasualgottesdienst bildet, unterhält und ihnen vorübergehend Halt gibt. Gute Unterhaltung heißt daher aber auch: Halt gibt es immer nur vorübergehend.

2. Unterhaltung ist kommunikativ. Zwei oder mehr Menschen unterhalten sich miteinander, oft frei assoziierend. Gute Unterhaltungen sind meist lose, oft eignen ihnen eine lockere Atmosphäre. Gute Unterhaltung sucht das partnerschaftliche Gespräch unter Gleichberechtigten. Als erster hat der Pietismus die aufkommende bürgerliche Gesprächskultur auch zu einer kirchlichen Kultur gemacht. Jedoch verfolgte er dabei von Anfang an, also schon in Speners Frankfurter Collegium pietatis, das Interesse einer Verkirchlichung und damit einer Hierarchisierung der Gespräche vom Predigtamt bzw. von der Bibel her. Erst Schleiermacher hat mit seiner Theorie der freien Geselligkeit, die in der liberalen Salonkultur Berlins um 1800 wurzelt, der kommunikativen Dimension von Unterhaltung auch in der Kirche den gebührenden Raum bereitgestellt. Gute Unterhaltungsmusik lebt also auch vom partnerschaftlichen Gespräch über sie. Im Gottesdienst sind dafür Pfarrerinnen und Kirchenmusiker verantwortlich. In einem Kasualgottesdienst ist darüberhinaus auch das freie Gespräch über die Kasualmusik mit den Menschen zu suchen, deren Lebensgeschichte eine liturgische Gestaltung findet. In dem Augenblick, wo wem auch immer Musik aufgedrückt wird, kann sie nicht mehr unterhalten. Dies gilt für alle Beteiligten: Weder dem Pfarrer noch der Kirchenmusikerin noch den Kasual-Betroffenen darf eine Musik aufoktroiert werden. Sie ist vielmehr zwischen allen Beteiligten auszuhandeln.

3. Unterhaltung ist delektarisch. Sie macht Spaß. Sie amüsiert uns. Sie berührt uns. Sie ist rührend. Sie erheitert und erleichtert. Das lateinische Wort für Unterhaltung heißt *delectare* und spielt in der antiken Rhetorik eine große Rolle. *Delectare* gehört neben dem *docere*, dem Lehren, und dem *movere*, dem Bewegen, zu den drei Grundaufgaben einer jeden Rede in der Antike. Jede Rede hat zu lehren, zu unterhalten und zu bewegen: *docere* – *delectare* – *movere*. Während das *docere* als Lehre auf die intellektuelle Einsicht zielt, sprechen das *delectare* als Unterhaltung und das *movere* als Pathos die Affekte an. Dabei bedient das *delectare* die sanften Affektstufen, denn es soll der Übermüdung durch Lehre und Pathos vorbeugen. Das *delectare* berührt die Menschen und erleichtert sie so. Die Erleichterung als

Erlösung von der Erlösung²¹ steht bei ihr im Vordergrund. Sie erleichtert, ja manchmal beschwingt sie sogar. Oft rührt sie zu Tränen. Genau dies aber wären auch die Aufgaben guter Unterhaltungsmusik bei Kasualgottesdiensten. Die Orgel ist dazu nicht immer und nicht allein in der Lage.

So wäre darüber nachzudenken, ob den einzelnen Kasualien nicht auch schwerpunktmäßig unterschiedliche Instrumente zuzuordnen wären.

Für die Taufe scheint mir das Klavier bzw. der Flügel das angemessene Instrument. Hier werden die nackten Saiten geistvoll angeschlagen. Auch das Perlen des Wassers liegt diesem Instrument besonders.²²

Die Instrumente der Konfirmation wären für mich (neben dem Video-Clip) E-Gitarre und Schlagzeug. Das Verzerrte dieser komischen Situation Konfirmation kann nicht anders als schreiend zu Gehör gebracht werden.

Bei der Trauung ist die Orgel am richtigen Platz. Hier ist der Ort, der Macht und der Kraft des Lebens mit stolzer Brust und breitem Rücken standzuhalten.

Bei der Bestattung schließlich, wo musikalische Seelsorge²³ als Erklängen erinnertes Gefühle passiert, hat v.a. der CD-Player seinen Ort, welcher (uns) angesichts des Todes mit Original-Aufnahmen wartet, denn die meisten Klänge, die wir kennen und erinnern, sind im Original aus der Konserve.

Mit einer solchen Überlegung wäre natürlich auch die kirchenmusikalische Ausbildung tangiert. Ich erinnere mich an eine Diskussion in Bonn, nachdem unser A-Kirchenmusiker die Stelle gewechselt hatte und die Stelle neu besetzt werden sollte. Dabei kam auch eine Person in Betracht, die ein hervorragender Gemeindemusiker gewesen wäre, obwohl sie keine Orgel spielen konnte. Es wurde überlegt, ob man sich diese Kompetenz dann möglicherweise woanders her einkauft. Auch wenn diese Überlegungen nicht umgesetzt werden konnten, so zeigen sie m.E. dennoch, dass die gemeindenkulturpädagogische Kompetenz der Kirchenmusikerzunft entscheidend darüber mitbestimmt, ob die Orgel auch weiterhin Zukunft haben wird. Die Zukunft der Orgel hängt damit nicht nur an der Orgel.

²¹ Vgl. dazu Uwe Gerber, „Religiosität in der Erlebnis-Gesellschaft“, in: Bernd Beuscher / Harald Schroeter / Rolf Sistermann (Hg.), *Prozesse postmoderner Wahrnehmung. Kunst – Religion – Pädagogik*, Wien 1996, S. 203-211.

²² Vgl. hier z.B. Claude Debussys *Reflets dans l'eau* aus *Images I*.

²³ Vgl. z.B. Michael Heymel, *Trost für Hiob. Musikalische Seelsorge*, München 1999.

2. DIE ZUKUNFT DES ORGELBAUS

Nach all den Relativierungen der Orgel, die ich bisher vorgenommen haben, möchte ich nun begründen, warum wir auch weiterhin in Kirchen Orgeln brauchen.

2.1. Eine kleine Kulturtheologie der Orgel

Orgeln sind die Instrumente des Atems. Damit stehen sie theologisch dem Geist nahe. Denn die biblischen Worte für Geist, hebr. ruach, griech. pneuma heißen gleichzeitig auch Hauch, Wind. Der Mensch wird dadurch erschaffen, dass Gott ihn anhaucht, ihm Geist verleiht. Das hebr. Wort für Lebewesen, nefesch, bedeutet soviel wie: was von lebendigem Atem beseelt wurde²⁴. Wolfgang Teichert hat angesichts einer Kirche, der die Luft auszugehen droht, dafür plädiert, um das, was verloren ist, zu trauern.²⁵ Bei all dem Krisenmanagement, das z.Zt. läuft, komme diese Dimension des Trauerns zu kurz, die aber für die Zukunft von Kirche entscheidend ist. Wir brauchen Gethsemane-Räume und Emmaus-Wege, Gelegenheiten, wo getrauert werden kann, Prozesse also, in denen wir Atem schöpfen können, in denen der Geist wirken kann. Die Orgel ist das umfassendste Luft-, Geist- und Atem-Instrument. Nirgendwo sonst wird die Haut so massierend als Membrane erfahren wie beim raumdurchflutenden Orgelklang.²⁶ Wir wer-

²⁴ Vgl. dazu Hans-Walter Wolff, *Anthropologie des Alten Testaments*, München ⁵1990, 25-67; sowie Silvia Schroer / Thomas Staubli, *Die Körpersymbolik der Bibel*, Darmstadt 1998, S. 61-73.

²⁵ Wolfgang Teichert: „Wir werden uns schon nicht abhanden kommen. Über die Trauer, wenn der Kirche die Luft ausgeht. Plädoyer für die Kostbarkeit des Hauchs“, in: *Pastoraltheologie* 92 (2003), S. 368-384.

²⁶ In seinem Buch *Gesten. Versuch einer Phänomenologie* (Frankfurt 1997) hat Vilém Flusser eindrücklich die Geste des Musikhörens beschrieben. Auch wenn man sich bis heute nicht einig ist, was beim Musikhören eigentlich entziffert wird, so läßt sich doch behaupten: Beim Musikhören geht es nicht um das „Entziffern einer kodifizierten Bedeutung“ (S. 152), sondern um „akustische Massage“ (S. 156): „Musik bringt nicht nur den Hörnerv, sondern den ganzen Körper zum Schwingen.“ (S. 154.) Anders als beim Lippen-, Stimmen- oder Texte-Lesen, wo der Leser dem Lesestoff Bedeutung verleiht, geht es nach Flusser beim Musikhören darum, dass „die Botschaft selbst dem Hörer ihre Form aufprägt“. Flusser beschreibt dieses Sich-dem-Körper-Aufprägen der Botschaft, diese

den zum Resonanzraum.²⁷ Damit reizt die Orgel zum Klagen und Loben, zum Trauern und Luftholen, zum freien Atmen und zur Inspiration. Damit sie mit ihrem Klang dementsprechend wirken können, brauchen Orgeln die entsprechenden Räume. Orgeln sind dort sinnvoll, wo solche Kirchenräume existieren, in denen sich ihr befreiender Klang entfalten kann.

2.2. Drei Beispiele aus der Praxis

So konkretisiere ich das Gesagte abschließend an drei Praxisbeispielen aus der Evangelischen Kirche im Rheinland:

1. In meiner Bonner Orgelstelle gab es ein multifunktionales Gemeindehaus mit einem ansprechenden, aber kleinen gottesdienstlichen Versammlungsraum. Das akzeptierte kirchenmusikalische Instrument war hier ein Flügel, der den Raum klanglich sehr gut füllte. Weil für einige Gemeindeglieder ein Gemeinderaum emotional aber erst dann zu einer Kirche wird, wenn es dort eine Orgel gibt, hatte der Frauenkreis durch Basaraktivitäten über mehrere Jahre hindurch einen soliden Grundstock für die Anschaffung einer Orgel zusammengespart. Nun gab es kein Zurück mehr. Eine Orgel musste her, von der bei normalem Gottesdienstbesuch nur der leise 8-Fuß und der leise 4-Fuß eingesetzt werden konnte. Die anderen 6 Register konnten nur zu Heilig Abend und zum Gemeindefest eingesetzt werden, wenn der Gottesdienstraum stark erweitert wurde und das Gemeindehaus aus allen Nähten platzte. Aber selbst in diesen Gottesdiensten war die Orgel noch zu laut.

Massage der Message als buchstäblich körperliches Ergriffen-Sein: *„Beim Musikhören wird der Körper Musik und die Musik wird Körper. [...] Beim Hören von Musik wird der Mensch in ganz physischem (nicht in übertragenem) Sinn von der Botschaft »ergriffen«.“* (S. 154f.) Musik geht unter die Haut, welche das wichtigste Organ dieser akustischen Massage ist. Denn die akustischen Schwingungen durchdringen die Körperhaut nicht nur, sondern bringen sie auch zum Mitschwingen: *„Die Haut, jenes Niemandsland zwischen Mensch und Welt, wird dadurch aus Grenze zu Verbindung. Beim Musikhören fällt die Trennung zwischen Mensch und Welt, der Mensch überwindet seine Haut oder, umgekehrt, die Haut überwindet ihren Menschen. Die mathematische Schwingung der Haut beim Musikhören, die sich dann auf die Eingeweide, aufs »Innere« überträgt, ist »Ekstase«, ist das »mystische Erlebnis«. Es ist die Überwindung der Hegelschen Dialektik.“* (S. 158) Musikhören läßt die Haut zur Membrane werden. So werden Menschen zu Personen, durch die etwas hindurchklingt: Per-Sonare.

²⁷ Vgl. dazu Joachim Kunstmann, „Stimmung und Klang. Zu einer Praktischen Theologie des Gehörs“, in: *Pastoraltheologie* 92 (2003), S. 218-227.

Applaus gab es selbst hier nur bei den Klavierstücken. Dieses Beispiel sollte m.E. nicht weiter Schule machen.

2. In Solingen-Wald wurde über 6 Jahre lang eine 4-manualige Orgel gebaut, die sich konsequent als Gemeindeprojekt verstand. Der Gemeinde entstanden keine zusätzlichen Kosten, u.a. weil fast alle handwerklichen Arbeiten von Gemeindegliedern übernommen wurden. In der Kirche stand über mehrere Jahre lang eine Orgelbauhütte. Das Gemeindeleben sammelte sich immer mehr um den Orgelbau, der personell zu ungewöhnlichen und fruchtbaren Vernetzungen führte. Ein solches Projekt „Gemeindeaufbau durch Orgelbau“ halte ich für vorbildlich.²⁸

Aber Orgelbau kann auch anders religions- und gemeindepädagogisch genutzt werden, nämlich als technisches Wunderwerk. Denn die Frage, wie eine Orgel funktioniert, und was dafür alles an Know How nötig ist, ist für viele Kinder und Erwachsene eine sehr spannende Frage. Dies ist nicht nur ein Erkundungsfeld für Religionspädagogik und Erwachsenenbildung, sondern auch für den technischen Unterricht in der Berufsschule oder den Sachunterricht in der Grundschule.

3. Die wichtigste Duisburger Stadtkirche, die Salvatorkirche, hat 2002 eine neue Orgel erhalten, die nun mitten im Raum schwebt. Natürlich hat es um die Frage viele Diskussionen und auch manch böses Blut gegeben, ob das denn nötig sei in einer Gegend mit verschärfter Arbeitslosigkeit angesichts leerer Kassen. M.E. hat sich dieses Experiment gelohnt, nicht nur musikalisch, sondern auch kulturell. Gerade in Citykirchen müssen gute Orgeln auf dem höchsten technischen Niveau stehen, weil insbesondere sie der Raum für das befreiende Klangereignis Orgel darstellen. Wenn die Kirche nicht nur im Dorf, sondern auch weiterhin in der Stadt bleiben will, muss es in den großen Kirchen gute Orgeln geben. Denn solche Klangraumerfahrungen sind sonst nirgendwo zu erleben. Das bedeutet für die Kirchen zum einen, noch weitaus mehr mit nichtkirchlichen und auch nichtchristlichen Kulturen zusammenzuarbeiten, auch bei der Frage danach, wer dort Orgel spielen darf. Angesichts der zunehmenden Parochialisierung bedeutet dies für die Kirchen zum anderen, dass sie dafür sorgen muss, dass Orgelbau oder Orgelnichtbau nicht die Privatsache einzelner Kirchengemeinden sein darf,

²⁸ Der Prozess und das Ergebnis dieses Projektes sind dokumentiert in: *Festschrift zur Einweihung der neuen großen Wagner-Orgel in der Evangelischen Kirche Wald in Solingen am 28. April 2001*, Solingen (Selbstverlag) 2001; zu beziehen über: Julius Voget, Stübber Str. 19, 42719 Solingen.

sondern dass mit Orgeln parochieübergreifende Imagepflege von Kirche verbunden ist, deren Ignorierung sowohl für die Kirchen als auch für die Orgeln fatale Folgen hätte.

Ich fasse zusammen: Auch wenn die Zeiten der Orgel als alles beherrschendes kirchenmusikalisches Instrument vorbei sind, so hat die Orgel auch weiterhin eine große Zukunft vor sich. Dabei kommt alles, was sich um die Orgel rankt, nicht um einen Plausibilierungsprozess herum, in dem besonders gemeindekulturpädagogische Kompetenzen gefragt sind. Die Zukunft der Orgel als pneumatologisches Instrument der Kirche besteht darin, dass sie, wie kein anderes Instrument, alles zu interpretieren vermag.